

Norwegen 2009

I.

Die Felswände um das Fjord im Nebel, Dauerregen. Wie Spielbälle tanzten wir auf den aufgepeitschten Wogen, die der Wind gegen Land drückte. Gummimaske auf, dann schredderten wir wie Fallschirmspringer runter. Die ersten 15m eine hellgrüne, undurchdringliche Suppe, Sicht Null. Dann die Sprungschicht, die Temperatur sank auf 7°C. Undeutlich aus dem grauen Dämmer aufragend plötzlich Spanten, schon schlugen wir auf rostigen, geborstenen Decksplatten auf: das Dampfschiff „Dresden“, 174m lang, 20m breit, ein ehemaliges Auswandererschiff auf der Nordamerika-Linie, das 1934 hier auf Grund gelaufen war. Linkerhand klaffte ein schwarzes Loch, der Tartaros, in dem ein Amboss, den man dort hineinwirft, neun Tage und neun Nächte fällt, bis er endlich unten aufschlägt. Ich hätte mich in dem Schrotthaufen gerne zuerst ein wenig orientiert, nach der Außenhaut gesucht, um nicht blindlings in einen instabilen Laderaum hineinzusegeln. Ist sehr gefährlich, Dresden, hatte der alte Norweger orakelt, und auf meine Frage: Warum? nur gesagt: Du wirst schon sehen.

Doch Daniel und Birger waren schon in dem Loch verschwunden, aus dem nur noch das Sprudelbad ihrer Blasen hervorschoss. Ich ärgerte mich und fiel hinterher. Materialisierte Finsternis. Mit zunehmendem Druck wurde die Luft, die man durch den Atemregler einsaugte, immer dichter, als trinke man eine kühle Flüssigkeit. Im Flug schaltete ich den Scheinwerfer ein. Endlich im Lichtkegel eine gelbe Flosse. Ich landete auf Kieselgeröll, mitten in einem bizarren Trümmerhaufen von geborstenem Stahl. Ein mit Seepocken bewachsenes Spantengerippe überwölbte einen Raum, der sich in der Tiefe verlor. Imposante silberne Köhler, nur sachte mit den Brustflossen fächernd, standen reglos im Schneetreiben der Schwebeteilchen. Langsam adaptierten sich meine Augen an das Dunkel, und wir drangen in die Finsternis vor. Der Lichtkegel tastete sich an einer Wand entlang, die plötzlich einen Spalt freigab, durch den wir hinaus auf die Steuerbordseite gelangten. Die Schiffshaut war mit gläsernen Tuben – Seescheiden – sowie mit dünnen schuppigen Kalkröhren bewachsen, ungefähr von der Dicke einer Kugelschreiberhülse, aus deren Öffnung jeweils eine Art Radarschüssel ragte, wie ein vom Sturm umgestülpter Regenschirm, dessen Rippen mit filigranen Härchen bewachsen waren. Die Radarschüsseln hatten sich synchron der Strömung zugewandt, falteten sich aber bei der Annäherung blitzartig zusammen und zogen sich in ihre Röhre zurück.

Offensichtlich hatten auch diese Wesen Augen, die einen Wechsel in den Lichtverhältnissen wahrnehmen konnten, oder andere Sinnesorgane, die eine Veränderung in ihrer Umwelt als Gefahr deuteten und entsprechende Schutzreaktionen auslösten.

Über uns wölbte sich der Schiffsrumpf als monströser Schattenriss vor dem helleren Grün zur Oberfläche hin. Es ging rasch hinab auf 40m. Relingsteile lagen herum und Stücke vom Schanzkleid, auf dem Tote-Manns-Hände wuchsen. Deutlich vernehmbar neben den Atemgeräuschen knarzte und ächzte der Stahlkoloss unter dem Anprall der Strömung. Im Labyrinth der Trümmer herumliegende Poller, Lüfterhutzen, zerfressene Mannlöcher, durch die man hindurch ins Innere funzeln konnte. Über einen Geröllabhang ging es langsam wieder hinauf. Birger war mittlerweile verschwunden, wie immer, von der schwarzen Tiefe verschluckt. Plötzlich erfasste meine Lampe eine Gruppe von Rotzungen, die sich gegen die Stahlwand duckten. Ich tippte Daniel an die Schulter und zückte mein Messer, das mit einem Gummiband an der rechten Wade befestigt war. Ich dachte an die Alten, die die ganze Zeit meckerten, dass nichts mehr zu essen da war. Die kleineren Plattfische flatterten ein paar Meter weiter, der fetteste aber blieb liegen wie paralysiert. Flyndrefisker. Er musste jetzt herhalten, damit wir zu Hause nicht einander aßen. Die Luft anhaltend kam ich ganz sachte sehr nahe an ihn heran, bis ich ihn fast mit der Maske berührte. Wir schauten einander einen Moment in die Augen, musterten uns. Dann rammte ich ihm knapp hinter dem Kopf die rostige Klinge rein.

Das Wort für Fleisch ist in der Sanskrit-Sprache *mamsa*: *mam* heißt mich, *sa* heißt er. *Fleisch* heißt also *mich-er*. „Denn welche Speise der Mensch in dieser Welt isst, die isst ihn in jener Welt wieder“, heißt es in einem alten indischen Text, der Schatapatha-Brahmana: „Ganz ebenso, wie in dieser Welt Menschen Tiere essen und sie verspeisen, gradeso essen die Tiere in jener Welt die Menschen und verspeisen sie.“ Es herrscht also die Vorstellung, was man hier getan hat, wird einem dort selber angetan. Es gibt im Jenseits kein Gericht, kein Fegefeuer, keine Höllenstrafe, sondern es bestraft schlicht jeder selbst seinen eigenen Feind. Ich esse ihn, er mich. Wenn ich im diesseitigen Leben dem Chef das Klo geputzt habe, dann putzt im jenseitigen Leben er meines. Und das Tier, das man gegessen hat, merkt sich, wer es war. Seine Seele lebt weiter und wartet im Jenseits geduldig auf den Tod seines Verzehrers. Sobald dieser stirbt und im Jenseits ankommt, kehrt sich die ursprüngliche Situation um: Das Opfer findet seinen Verzehrter, packt ihn, zerschneidet ihn und isst ihn auf. Man tut genau dasselbe, was einem angetan

worden ist, und man tut es selbst. Nach der indischen Auffassung ist also die Umkehrung dessen, was im Diesseits getan wurde, das eigentliche Geschäft des jenseitigen Daseins.

Das glaube ich nicht. Der Fisch ergab sich schnell in sein Schicksal, wehrte sich kaum, versuchte nicht, wie wild davonzufattern. Aber er hörte nicht auf zu zucken, und ich kriegte sein Rückgrat einfach nicht durch. Ich säbelte wie ein Berserker daran herum und geriet dabei völlig außer Atem. Als es endlich vollbracht war – Ole sagte später, als ich den Fisch in der Küche abgab: „Ach, du hast ihn ja schon ausgenommen“ – wollte ich bloß noch nach oben.

Ich zeigte Daniel an, dass ich mich vom Acker machte. Er zögerte. Dann verlor ich ihn aus dem Blick, weil ich mich auf die Luftblasen konzentrieren musste, um meine Aufstiegs geschwindigkeit daran zu orientieren. Die Anzeige des Tauchcomputers sprang nämlich plötzlich dauernd ins Logbuch, drehte völlig durch: Sieben Minuten Dekompressionsstopp auf einem Meter. Das gibt es nicht. Axel hatte mich gewarnt, dass an den Ziffern der Digitalanzeige zuweilen Segmente ausfielen. Es hätte also genauso gut heißen können: Acht Minuten auf drei Meter, oder drei Minuten auf neun Meter. Gleichzeitig wollte ich auf keinen Fall die Rotzunge loslassen. Ich pulte meinen Zeigefinger durch das Loch in ihrem Leib und drückte dann auf den Knöpfen des Rechners herum.

Während ich mich so auf 15m einpendelte, um Stickstoff zu entsättigen, pulsierte eine dunkelrote Feuerqualle vorüber. Rhythmisch zog sie ihren Schirm zusammen und entspannte sich wieder, wobei sich die acht Lamellen des Schirms wie der Kelch einer Blüte, Schlafmohn etwa oder einer Sumpfdotterblume, die sich der Sonne zuwendet, nach vorn bogen. So verharrte sie eine Weile, als sammle sie Kräfte, bevor sie sich wieder ruckartig konzentrierte, um mit dem erzielten Rückstoß ihr ganzes Gekröse samt den meterlangen Nesselfäden ein paar Zentimeter weiter nach vorne zu befördern. Immer, wenn ich beim Tauchen diese schier unglaubliche und dabei so vergeblich anmutende Kraftanstrengung beobachte, frage ich mich, was denn nun eigentlich genau das Leben ist. Eben noch pulsierte sie unermüdlich gegen die Strömung an, unterwegs zu unbekanntem Zielen, und im nächsten Augenblick treibt sie schlaff und tot dahin und besteht in beiden Fällen doch nur zu 99% aus Wasser.

Wenige Meter weiter: Ein Humboldt-Kalmar! *Dosidicus gigas* lebt normalerweise in großen Tiefen. Vielleicht lauerte er auf Beute, oder er war nach oben gestiegen, um hier abzulaichen, und ruhte sich nun ein wenig aus. Er blieb völlig unbeeindruckt, als ich mich vorsichtig bis auf etwa 2m näherte. Offenbar war die Balzzeit schon

vorüber, da er seine purpurne Färbung abgelegt hatte. Milchig-weiß, fragil wie ein Lampenschirm aus Opalglas. Er lag vollkommen waagrecht im Wasser und streckte die Fangarme gerade von sich, er zuckte nicht und flatterte nicht mit den Flossen, die wie die Befiederung eines Pfeils an seinem etwa 70cm langen projektilförmigen Körper angebracht waren. Aus seinem großen Auge starrte er mich unverwandt an. Für den Menschen, im Gegensatz zum Pottwal, sind Kalmare ungenießbar, da sie, um sich anzupastieren und im Salzwasser zu schweben, den Austausch von Ammoniak in ihrem Muskelgewebe gegen die Natriumkationen des Meerwasser betreiben. Ich dagegen war auf meinen Luftvorrat angewiesen, der durch ein Leck in meinem Jacket langsam aber sicher verströmte.

III.

Am 27. Oktober 2008 beschlossen die Landwirtschaftsminister der EU in Brüssel eine Senkung der Fangquote für den Ostsee-Hering um 39%. Für das folgende Jahr wurde eine Kürzung um 63% vorgeschlagen, damit sich die stark geschrumpften Bestände erholen könnten. Das Verschwinden des Herings liege allerdings nicht in erster Linie an der Überfischung, hieß es. Nach Angaben des Rostocker Instituts für Ostseefischerei gibt es seit fünf Jahren jährlich 30 bis 50% weniger Nachwuchs als im Vorjahr, so die Wissenschaftler. Warum der Hering zu wenig Sprösslinge bekomme, sei noch unklar.

Nun waren wir von den Naturschutzbehörden beauftragt, im Greifswalder Bodden, der mit seinen Seegraswiesen und ausgedehnten Flachwasserbereichen das Hauptlaichgebiet des Ostsee-Herings darstellt, eine Untersuchung vorzunehmen. Nach ersten Beprobungen im vorangegangenen Jahr hatte man den Bodden von der Luft aus fotografiert, um mögliche Bewuchszonen ausfindig zu machen. Durch diese im Luftbild dunkleren Zonen legten wir rings um den Greifswalder Bodden herum Transekte, die wir mit Messrahmen und Probenbehältern betauchten.